

Zur religiösen Problematik der Neurose und ihrer Heilung

Von JOHANNA HERZOG-DÜRCK

Das Wesen der Neurose besteht darin, sich durch feine und feinste Sicherungen vor der Erfahrung des vollen Menschseins zu bewahren. Wenn wir die Erfahrung der Fülle des Menschseins und die Antwort auf sie als die religiöse Funktion des Menschen bezeichnen, so stellt jede Neurose – über alle ihre sonstige psychologische Thematik hinaus – ein religiöses Problem dar. Das Wort religiös verstehen wir hierbei nicht im theologischen, sondern im anthropologischen Sinne. Das Problem der Heilung wäre also – über die Auflösung der Komplexe und Dressate hinaus – jeweils auch ein religiöses Problem, das nämlich, den neurotisch Leidenden zur Annahme seines numinosen Menschseins zu führen und die ihm eigentümliche spontane Antwort auf eben dies zu wecken.

Die Sicherungshaltungen werden in erster Lebensfrühe erworben. Der Mensch ist ein Wesen, das an Urangst erkranken muß, wenn nicht die Liebe ihn in seine Mensch- und Weltwerdung einweist. Die christliche Religion, die diesen anthropologischen Tatbestand im Kern erfaßt, darf deshalb – anthropologisch gesehen – als die bedeutendste und kühnste Selbstinterpretation der menschlichen Existenz, die die Menschheit hervorgebracht hat, betrachtet werden. Mangelt es dem Kinde an dieser Bedingung, an diesem eigentümlichen, nicht mehr ableitbaren Phänomen der Liebe, so kann es die Balance zwischen den niederdrückenden und den aufstrebenden Gewalten des Daseins nicht finden. Diese höchst differenzierte Balance ist ja das, was wir im eigentlichen Sinne Gesundheit, besser Heilheit nennen und genauer als ein ständiges Produktivsein der Seele beschreiben müßten. Der Mensch ist das Wesen, das der Liebe bedarf, um an seiner Existenz zwischen den göttlichen Geschenken und den göttlichen Versagungen, zwischen dem Lebens- und dem Todesaspekt seines Daseins nicht verzweifeln zu müssen, sie vielmehr produktiv verarbeiten zu können. Das Kind, dem Liebe mangelt, erfährt überschwere Todesbelastung. Es muß sich sichern und es sichert sich: die Seele wird zu einer Festung mit ausgedehnten Anlagen von Forts. Das durch die erschließende Macht der Liebe in die Welt hineingespielte Kind aber läuft in die Landschaft und den Tag, in Raum und Zeit hinein wie in einen Garten unerschöpflicher Gaben; es ahnt, daß auch die Grenzerfahrung diesen Garten nicht vernichten, sondern ihm erst seine tiefsten Geheimnisse zeigen wird.

Die Liebe, von der wir sprechen, ist nicht genügend bestimmt als Nestwärme, Schutz und Zärtlichkeit. Sie ist geistige Zartheit, Sprache vor der Sprache, Sonne und Wind im Lächeln der Mutter, sorgsame Bestellung der Urwahrheiten im Acker der Seele. Sie ist sorgsame Stärkung der im Schauen, Horchen, Riechen, Tasten und Schmecken transzendierenden Seele, der „fühlenden“ Seele. Wie unerforschlich viele Spielarten der Liebe gibt es: in jedem Augenblick das

Lebendige zu leben, dankend für das Geschenk der Offenbarung Gottes im Augenblick und freimütig seine Verhüllung ertragend!

Das nicht von der Liebe gespeiste Kind kann die Sonne nicht sehen, kann die Erdbeere nicht schmecken, den Duft des Grases nach dem Regen nicht riechen. Es sagt wohl auch hinaufzeigend: „Da oben ist die Sonne“, aber das tief ins Wesen strahlende Lichtfeuer kann es nicht gewahr werden noch sich ihm hingeben. An seine Stelle setzte sich das herrische Ich des Vaters, die Eitelkeit der Mutter, die unfehlbaren Majestäten, die auf sich weisen, sich selbst meinen und auch im Kinde das Sichselbstmeinen als Echo hervorrufen.

In der frühen Winterdämmerung geht die Mutter mit ihrem Dreijährigen an der Hand über den Hügel und umfängt sein staunendes Entzücken über die glitzernde Sternenpracht, die es zum erstenmal entdeckt, mit wortloser Stille. Unbeschreiblicher Sphärenakkord in dieser Begegnung von Welt und Seele, Ich und Du wie am Schöpfungsanfang! Da ist Liebe wach, und es ist gar nicht auszusagen, was sie wirkt.

Denselben Weg über den Hügel geht eine andere Frau. Eilfertig sagt sie zu dem Kinde: „Schon gut, komm, du wirst dich erkälten, das Fernsehprogramm fängt gleich an, und ich muß das Nachtessen aufsetzen.“

Winzige Ausschnitte müssen hier für ganze Haltungen stehen, die sie charakterisieren und die man sich generell zu denken hat. Solche Haltungen können freilich die schöpferische Seele des Kindes nicht voll determinieren. Aber die praktische Erfahrung am neurotischen Menschen zeigt doch, wie häufig die religiöse Funktion – sei es in welcher Sphäre der Existenz auch immer – verschüttet wurde. Verschüttet – nicht vernichtet, sonst könnte die Heilung nicht in Gang kommen.

Dem Menschen und der Welt der Mitmenschlichkeit gegenüber ist das Kind, das das Böse noch nicht kennt, zu schier unerschöpflichem Vertrauen bereit. Das Kind erlebt die Welt der entfernteren Menschen zunächst in der Interpretation durch die Nächsten, die fast immer die Wirkungen übersehen, die hierbei im Gemüt des Kindes hervorgerufen werden. Das Vorstellungslieben des Kindes reichert sich aus archetypischen Quellen an, die seinen inneren Bildern Dämonisches und Faszinierendes verleihen können. Fehlt es am liebevollen „esprit de finesse“ und wird über Menschliches rücksichtslos geurteilt, so vollzieht sich Verwirrung und das unvorbereitete Kind gerät innerlich an den Abgrund des Bösen. Im Vordergrund der psychotherapeutischen Arbeit steht und muß stehen die charakterlich entscheidende Beziehung des Kindes zu Eltern und Geschwistern. Für die tiefere Gestimmtheit der Seele aber ist es oft von größter Bedeutung, wie das Kind die Mächte zu ahnen beginnt, die in der Realität des allgemein menschlichen Zusammenlebens am Werke sind, wie m. a. W. ihm der Zwiespalt aufgeht zwischen dem Reich der Liebe, des Vertrauens und der Barmherzigkeit, dessen Bild ihm im Herzen wohnt, und der handgreiflichen zwischenmenschlichen Realität der pur zweckhaften Interessiertheit und des anonymen, technisierten Machtkampfes. Das ursprunghafte und noch nicht geschädigte Kind scheint den Menschen gegenüber naiv von denselben Erwartungen erfüllt zu sein, die die Evangelien als

das Reich Gottes bezeichnen bzw. als göttliche Erwartung dem Menschen gegenüber erkennen lassen. Erst allmählich, in langsamen Eintrübungen seines Seelenlichtes lernt das Kind in der Regel, wie eng begrenzt die urhafte Liebe ist, und daß das Böse, sei es in feiner Dosierung, sei es in teuflischer Ballung als Lüge, Haß und Gewalt, überall wohnt und auch in ihm selber zu Hause ist. Solche feinen existentiellen Umformungen sind in dem inbegriffen, was man in der Regel allzu summarisch als die Wirklichkeitsanpassung des Kindes bezeichnet.

Auch hierbei handelt es sich um einen Zweig der religiösen Funktion. In der psychotherapeutischen Behandlung, in der die Erinnerung an sehr frühe seelische Vorgänge in ein inneres Licht tritt, zeigen sich die Destruktionen der kindlichen Gläubigkeit an das Göttliche im Menschen oft mit erschütternder Klarheit. Alle diese existentiellen Destruktionen haben einmal Urangst aktiviert, die die religiöse Spannkraft der Seele, auf die Fülle ihres Menschseins hingebend zu antworten, lähmen mußte.

Sehr im Dunkel liegt für die tiefenpsychologische Erkenntnis, wie meist auch für die primäre Introspektion, die erste innere Erfahrung der Zeit und der Zeitlichkeit, der Vergänglichkeit und des Todes beim Kinde. Nicht gemeint sind äußere Todesereignisse, die als eine Angelegenheit der Erwachsenenwelt über das Kind hinweggehen können, sondern sein erstes spontanes Begreifen der Zeit und des Todes als des Makels der Sterblichkeit schlechthin.

Ein Knabe weint am Abend seines 7. Geburtstages, als man in fröhlicher Runde um den Tisch sitzt, aus eben noch strahlender Freude jammervoll auf: „Jetzt ist der Geburtstag zu Ende!“ Alles lacht: „Ja, zu Ende ist es mit Schokolade, Lampions und Festlichkeit, tröste dich nur, übers Jahr kommt es wieder.“ Was das Kind in Wirklichkeit erlebte, war etwas ganz anderes: in sein Bewußtsein dringt unheimlich und erstmalig die Erfahrung eines unaufhaltbaren Gefalles, dem sich nichts entziehen kann.

Die Lebensfrühe ist vom Gefühl der Ewigkeit durchdrungen: alles wechselt und bleibt doch gleich in ewiger Wiederkehr aus unerschöpflichen Quellen. Irgendwo und irgendwann aber schleicht sich beim Kinde der verändernde Schatten der Zeit ein, der eine völlig andere Färbung hat als jede andere innerweltliche Verlusterfahrung. Der Vorgang mag freilich sehr vielschichtig verstanden werden müssen. Voll Lust springt das Kind auf die Zeit als auf ein Pferd, das es auf die Höhe tragen wird. Aber damit tut in der Ferne die Horizontlinie des Todes sich auf. Sie bedeutet Aufgang und Untergang zugleich. Sie kann die religiöse Spontaneität der ursprungnahen menschlichen Psyche wecken, — sie kann aber auch das Anwachsen tiefer Schatten eines gestirnlosen Himmels ankündigen. Das schicksalsempfindlich gewordene Kind wartet auf eine Deutung, auf die Deutung des erwachsenen Menschen, die nicht so sehr mit Worten als durch die wesenhafte Ausstrahlung zu vollziehen ist. Aber was geschieht nun in der Regel? Die aufs intensivste suchende und fragende Seele des Kindes wird am offenen Grabe von den Erwachsenen abgeseigt mit den inkohärenten Relikten einer abgestandenen und ad hoc aufgewärmten Metaphysik. Das Kind spürt Verlegenheit, Verlogenheit, Ausweglosigkeit und die inkonsequenten

Illusionen des entgötterten und profanierten Daseins. Oder aber es wird dem Kinde keinerlei Deutung gegeben, man sagt ihm nichts als: „So ist es eben; jetzt ziehen wir uns alle schwarz an; hier hast du eine neue Puppe.“ Oder das Kind erlebt Verzweiflung und Zusammenbruch der Großen, vielleicht sogar jenes nackte Grauen, das sich mit sinnlichem Abscheu vor der Erde und blinder Panik paart.

Die Mannigfaltigkeit der biographischen Möglichkeiten ist natürlich unbegrenzt. Entscheidend ist, daß in jeder dieser Situationen auf sublimale oder größere Weise die Kraft des Transzendierens im Kinde unfruchtbar gemacht wird. Die Ohnmacht der Erwachsenen in der Grenzsituation und ihre Unfähigkeit, heilende Bilder des Unbewußten zu konstellieren, drängen das Kind peinvoll auf das vordergründige Dasein als solches. Auch hier versagt die Liebe, sie läßt das Kind allein, läßt es im dunkelsten Augenblick einsam in die Verhüllung Gottes starren und kommt nicht auf die Intuition, wie für das Kind jene Balance, von der wir anfangs sprachen, wieder zurückgewonnen werden kann. Wo etwas knospen wollte von todüberwindender Hoffnung als konstitutiver Daseinsmacht und erstaunlichster Produktivität des menschlichen Gemütes, schrumpft der Ansatz ein. Das Auge erblindet, das zum Durchschauen durch die innerweltliche Realität angelegt war. Das Kind gibt sein religiöses Gestaltungsvermögen auf zu Gunsten der entsprechend starrereren Erfassung seiner Rolle, wie die pure Diesseitigkeit sie ihm interpretiert.

Es sei nochmals betont, daß solche existentielle Geschehnisse, wie wir sie zu zeichnen versuchten, zur Entwicklung einer neurotischen bzw. depressiven Haltung keineswegs „verpflichten“. Das Kind kann auch zur völligen Anpassung und damit zur Form der seelischen Jedermanns-Gesundheit gelangen. Es kann aber auch, gerade e contrario, zu vertiefter Erhellung und Reifung gelangen und ein Schaffender werden, sei es auf künstlerischem, denkerischem oder religiösem Gebiet. Dabei reden die Bestimmungen von Anlage und Schicksal ihr Wort mit und entscheidet der geheimnisvolle Kern der Freiheit. Wir können nur sagen, daß da, wo einmal Neurose entstand als schmerzliche Absicherung gegen die ontische Fülle des Menschseins, häufig die frühzeitige Verschüttung der religiösen Funktion anamnestic zu beobachten ist: eine Verschüttung der religiösen Funktion, die aber nun dennoch nicht zur Ruhe kommt, wie sie in der Anpassung an die Jedermanns-Gesundheit zur Ruhe gekommen ist, sondern als ungelöste unterirdische Spannung die Psyche durchbebt. Das gerade ist die Verzweiflung der Neurose.

*

Die psychotherapeutische Arbeit bringt für den Psychotherapeuten eine Geminntheit mit sich, die man mit einigem Recht als eine meditative bezeichnen darf. Wie der Meditierende im Sinne der exakten Übung sich täglich in den Gegenstand seiner Meditation, etwa ein Heilsbild, zu versenken hat, so versenkt sich der Psychotherapeut täglich in das Bild des Menschen, in die Gestalten des menschlichen Lebenslaufs und die rätselreichen Strukturen der Seele. Freilich sind es immer wieder neue Individualitäten, die ihm ihre Probleme

zur Aufgabe machen, ihn einladen, in ihre Geschichte einzutreten, sie zurückzuerleben bis zu den Anfängen, in der aktuellen Gegenwart eine Strecke weit mit ihnen zu schreiten und sich im Labyrinth ihrer unbewußten Produktionen zurechtzufinden. In eine unendliche Mannigfaltigkeit von seelischen Phänomenen hat der Psychotherapeut also Einblick zu nehmen, und doch stößt er bei jedem seiner Patienten je immer wieder auf das Menschsein selbst, das als ein ewiges Numinosum hindurchleuchtet, — ähnlich wie die Urpflanze der Fülle der vegetativen Formen zu Grunde liegt. Das Menschsein mit seinen ewig gleichen Grundbedingungen und Grenzsituationen stellt, so könnte man sagen, das „Mandala“ dar, dessen Meditation ständig angereichert wird. Der Psychotherapeut muß die beiden Fähigkeiten haben, unmittelbar und erstmalig plastisch die Aussage der individuellen Seele aufzunehmen und zugleich dem orchestralen Kontrapunkt der meditativen Gestimmtheit seines eignen Unbewußten dabei zu lauschen.

Das Traumleben eines neurotisch Leidenden weist u. U. zunächst eine gewisse Verarmung auf, die von dramatisch katastrophalen oder gespenstisch beklemmenden Bildern unterbrochen sein kann. In der Armut der Farben und Formen wird aber der Therapeut gerade die verdeckten Punkte herausspüren, die etwas verraten von einstmaligen „Verwerfungen“ im einstmalig noch ahnend und sinnlich reich geöffneten Seelenraum. Hier schlägt gewissermaßen die Gerte des Rutengängers aus. Der einstmalig in seiner Zuwendung zum Naturhaften, zum Kosmischen, zum leib- und sinnhaften Leben tief gestörte Mensch vermag das Echo aus der Seelentiefe nicht mehr zu bilden zum Lebendigen, nicht mehr zu antworten auf das Blatt, die Beere, den Vogel, den Lichtstrahl des Mondes, den Wassertropfen, der am Strauche glänzt. Das erste Echo — falls nun solche Elemente im Traume erscheinen — steigt also zunächst aus der meditativen Offenheit des Therapeuten auf. Dies Echo belebt jenes Traumelement, macht es beziehungsweise, bedeutsam auf Wesenweisend, bewegend und anrührend. Und so gibt der Therapeut, ohne viel Worte machen zu müssen, dem Träumer seinen Traum als etwas höchst Lebendiges zurück. Abgesperrte Möglichkeiten der Seele, in frühesten Schichten, noch unterhalb der Sprache liegend, unterhalb von allem, was Kategorie geworden ist, regen sich wieder, etwa wie unter dem Einfluß von Musik. Die seelischen Sinne werden wieder transparent für die unendlich offenbarende Aussage des schöpfungshaften Seins, der kreatürlichen Welt.

In so kurzen Worten dargestellt muß das Gesagte freilich schematisch klingen. Es sind oft ganz wenige, aber eben aus der Einfühlung, die die Meditation des Menschseins ermöglicht, gestellte Fragen, die beim Patienten einen Strom von Einfällen aus frühen Erinnerungsschätzen auslösen. Die Phantasie des Therapeuten schafft in sich die Welt des Patienten in verdichtender Schau; die lahmgelagerten Kräfte der Phantasie im Patienten werden dadurch neu geweckt, denn die Schau des Therapeuten teilt sich ihm durch Frage und Antwort mit. Er baut seine Ur-welt gleichsam neu auf, und das Heilige in ihren Bildern und Phänomenen ist wieder heil. Farnkraut, Wassertropfen, Lichtstrahl leuchten wieder in Seelentiefen, rufen wieder Echo hervor wie aus alten Brunnen. Reli-

giöses Geschehen — hier als die wesenerschließende Funktion der Phantasie — kann sich wieder konstituieren.

Wie mühsam und schwierig der Vorgang sein kann, illustriert der folgende Traum.

Ein 29-jähriger Architekt träumt:

„Ich gehe mit meinem Freund am Strand entlang. Plötzlich sehe ich vor mir auf Felsen über dem Meere ein Schloß. Als ich aber meinen Freund darauf aufmerksam machen will, versinke ich plötzlich bis über den Kopf in den Steinen. Dann spüre ich Halt unter den Füßen und kann mich mit Mühe herauschaffen.“

Hier soll eine Analyse des Traumes im engeren Sinne nicht gegeben werden. Aber was der Traum ganz von selbst aussagt, ist unmittelbar einleuchtend. Das Schloß auf den Felsen über dem Meere darf wohl als Symbol des ewig Schönen, gelöster und gelassener Betrachtung des Unendlichen in einsamer reifer Stille, aber auch des Märchenhaften, das die kindhafte Seele entzückte, gelten. Es gelingt dem Patienten aber noch nicht, es seinem Freund, seinem „i n n e r e n Freund“ zu zeigen und damit in den Bereich des Wirklichen zu rücken. Der Aspekt taucht nur visionär auf, dann versinkt nicht das Schloß, aber der Träumer selbst. Die depressive Versteinerung fängt ihn wieder ein. Und wir dürfen fürs erste zufrieden sein, daß er gesehen hat und sich selber herauszuarbeiten im stande ist.

In dieser Sphäre des wesenhaften Erlebens der ästhetischen Phänomene sind es kaum wahrnehmbare feinste Sicherungen, die die Seele erstarrt machten und die nunmehr im tiefenpsychologischen Heilungsprozeß zur Aufschmelzung kommen; im Bereich des mitmenschlichen Fühlens und Kontaktes treten die Sicherungen, die den „reinen Überschwang“ verbieten, meist deutlicher zu Tage. Da lebt ein Mensch vielleicht in ordentlichen und redlichen Beziehungen, aber die volle Hingabe des Gemüts, das Sichverlieren und Sichverschwenden ist ihm versagt. Das „Herz“ als das geheimnisvolle Zentrum der Person in ihrer Freiheit kann sich dem Du nicht wahrhaft öffnen. Das traumatische Versagen des „esprit de finesse“ hat einst Narben hinterlassen. Der Mensch huldigt vielleicht der Ansicht (die allerdings auf Selbsttäuschung beruht), Gott könne er wohl unbedingt lieben, mit jener im Gespräch mit dem Gesetzeskundigen so leidenschaftlich von Jesus geforderten Liebe, aber niemals den bluthaften menschlichen Partner mit all seinen Makeln und Unwürdigkeiten. Und doch spürt der Mensch dies wie eine Schuld, er spürt, daß er seinem Partner das Eigentlichste vorenthält, das auch diesen erlösen könnte; er ist beunruhigt unter aller Ruhe und Kühle. Aber die Quellenbereiche des Gefühls sind versperrt. Er kann sich nicht überschreiten zum Menschen hin, sich nicht packen lassen vom Selbstvergessen der Barmherzigkeit, vom Selbstvergessen des Rausches.

Daß er solche Fesselung und Starre aber als Vorwurf vernimmt, daß, obgleich sein Gewissen im Sinne der ethischen Tradition ruhig sein kann, ein tieferes Gewissen eben doch nicht zum Schweigen kommt, dieser Tatbestand läßt uns erkennen, daß die „verités de coeur“ und die Wahrheiten des Evange-

liums dasselbe aussagen. „Wer seine Seele bewahren will, der wird sie verlieren.“ Angst ist die Ursache der Selbstbewahrung, Angst ist aber auch die Folge der Selbstbewahrung. Nur der Mensch ist dem Menschen Heimat in der Welt. Wer volles Menschsein wagt, ist Heimat für Menschen, aber er braucht auch wiederum Heimat. Seine Seele behalten wollen heißt, das Menschsein nicht voll zu wagen. Das aber führt den furchtbaren, den in allen seinen Konsequenzen schauerlichen Seelenverlust herauf.

Wieder muß der Therapeut „vergegenwärtigen“, die frühe Dissoziierung des Gefühls gleichsam an sich selbst erfahren. Von welchen Sensibilitäten, welchen Ausweichhaltungen aus haben sich die Dressate hier gebildet und in ihrer wuchernden Wechselwirkung immer weiter verflochten? Der Traum des Patienten taucht wieder in die menschliche Introspektion des Therapeuten wie in eine gesättigte Lauge einer mineralischen Lösung. Nicht Rat und Belehrung ruft er hervor, sondern existentielle Ergiffenheit des Gefühls. Und so wirkt er auch wieder zurück. Seine eigene Wahrheit, die Wahrheit der „anima naturaliter christiana“ wird dem Leidenden an ihm offenbar, der vielleicht nun, so aus dem Innersten angerufen, Sicherungen fallen lassen und sich verwandeln lassen kann.

Eine junge Frau, die zu ihrem einzigen Kind, einem 8jährigen Mädchen, keinerlei Regung wirklicher Innigkeit, beglückender und glückseliger Herzenswärme fühlt, obwohl sie das Kind nach bestem pädagogischen Wissen und pflichtgetreu versorgt und erzieht, träumt den folgenden Traum:

„In einem Zimmer des Elternhauses. Ein mir fremdes kleines Kind von etwa 8 Monaten sitzt auf dem Sofa. Meine Schwestern kleiden sich zum Ausgehen an und sind erstaunt, daß ich nicht mitgehen will. Ich will bei dem Kinde bleiben, das elend und verfroren aussieht und zu meinem Erstaunen schon sprechen kann. Jetzt sind alle fort. ‚Wo fehlt’s dir denn?‘ frage ich das Kind. ‚Hier‘, sagt es und zeigt auf sein Herzerl, ‚hier ist mir so kalt.‘ Ich nehme es in die Arme und wärme es und trage es hin und her. Ein Gefühl, das ich nie kannte, rinnt mir durch und durch. Mir ist nicht traurig, daß ich nicht mit den andern fort konnte, mir ist so wohl, so selig zu mute, aber ich bin arg bange um das Kind.“

Wieder wählten wir ein Beispiel, das kaum eines Kommentars bedarf. Die Träumerin jedoch stand ihrem Traum zunächst abständig und verständnislos gegenüber. Erst im leise anklopfenden dialogischen Widerhall gingen ihr plötzlich die Augen auf und konnte sie sich für den tiefen Anruf des Gefühls, den die eigne Seele ihr in diesem Traum zukommen ließ, öffnen. Ist das ein religiöses Phänomen? Ja, denn in einer solchen Hingabe seines ganzen Seins läßt sich der Mensch los, läßt sich fallen in ein unbekanntes, werdendes Schicksal, setzt sich einer unbekanntenen Gottheit auf Gnade oder Ungnade aus.

Die schwermütige Verschanzung des Personkerns gegen Zeit und Tod, die sich selten als solche zu erkennen gibt, sondern in ganz anderen Formen – ebensowohl in der krampfhaften Wegwendung vom Tode wie in der ständigen Befassung mit ihm – zum Ausdruck kommen kann, bietet vielleicht die schwerste Aufgabe für die therapeutische Kommunikation. Die ontische Aussage

einer solchen Neurose heißt: Ich kann und will nicht sterben. Ich kann und will aber auch nicht glauben.

Mit dem Worte Glauben stehen wir aber an immensen Schwierigkeiten. Gerade ein so gestimmter Mensch kann uns einen „Glauben“ präsentieren, der im Grunde nichts anderes bedeutet als die Sicherung seiner ichhaften zeitlichen Fortexistenz in eine Unbegrenztheit hinein, die nicht Ewigkeit ist, sondern der Endsieg des Menschen gegen den deus absconditus unter illusionärer Verbannung der Urangst. Die psychologisch gleiche Grundhaltung kann sich aber auch ausformen als überzeugte, trotzige oder schwermütige Glaubenslosigkeit. Sie kann endlich – und das ist vielleicht ihre gefahrvollste Form – die Religion bewußt als süßen Trost, als raffiniertes Narkotikum, das der menschliche Geist erfand, ergreifen und sich selbst mit diesem Narkotikum betäuben und irreführen. Auch hier kann ein starres, träges und gegen Verwandlung sich wehrendes Ich sich nicht aufgeben.

An die Sucht nach pausenloser Zerstreung, an die phobische Perhorreszierung jeder Stille und jeden Beisichseins braucht in diesem Zusammenhang gar nicht erinnert werden.

Für die an der Zumutung des Todes erstarrte Seele bedeutet die Zeit den ständigen und unaufhaltsamen Verlust an Möglichkeiten, dem keine Selbstverwirklichung entgegengesetzt werden kann. Wo dabei Religion kompensatorisch gelebt wird, stellt sie zwar ein Ankertau im Metaphysischen dar, nicht aber die Macht der Wandlung, die einen Menschen durch ein Leben hindurch zur Preisgabe von Sicherungen bringt und ihn bewußter, liebender und reifer werden läßt. Glaube ist ja in diesem Sinn immer die ganze Menschlichkeit eines Menschen. Die „Vergebung“, die ohne diese Macht der Wandlung „geglaubt“ wird, strahlt nicht als ontische Leichtigkeit und Freude; Gebet wird aus zwangshafter Haltung unerquicklich vollzogen. Der Pharisäer und Perfektionist will sich nicht von der Gottheit die Füße waschen lassen; aber verbissen will er im Jenseits Recht behalten und gelobt werden. Bei all diesen Formen von „Glauben“ ist seelisch konkret die Öde der glaubenslosen Seinsweise da, die nicht zu den Augenblicken der Transparenz in der Zeit immer wieder hinführt, wie der wirkliche Glaube es tut.

Der Psychotherapeut darf keinen Moment vergessen, daß er nicht Priester ist und es nicht sein darf, wenn er seiner ihm eigentümlichen Aufgabe gerecht werden will. Aber doch muß er im vorthelogischen Sinn der religiös fruchtbare Partner auch hier werden, wo die lebendigsten inneren Erfahrungen versäumt wurden. Der Traumprozeß spricht vielleicht lange nur von Flucht, Zerrissenheit und dem Gezerre der Tageswichtigkeiten, die übermäßig bedrohen. Wir dürfen es als Wunder betrachten, wenn mythische Bilder aus dem Unbewußten aufzusteigen beginnen, denn mit ihnen ist etwas wach geworden, was den Menschen aus seiner Isolierung herausführen kann. Nicht der Mythos als solcher heilt, aber die Wahrhaftigkeit, zu der er aufruft. Er verbindet die kleine Geschichte des Einzelnen mit menschheitlichen Perspektiven und gibt der Seele die Weisheit ältester Erfahrung in der Verarbeitung der menschlichen Grenzsituation an die Hand.

Wie kläglich der Mensch aber zunächst der Wandlung auszuweichen versucht, zeigt der Traum eines 31jährigen Theologen:

„Ich steige mit meiner Braut auf einen hohen Berg. Da oben braust der Sturm. Wie wir auf dem Gipfel sind und die umwölkte Aussicht über endlose Landstriche betrachten, stößt auf einmal ein gewaltiger Adler aus der Höhe hernieder. Er fliegt direkt auf mich zu, und ich fürchte, er will mich greifen. Voller Schrecken verstecke ich mich hinter meiner Braut und laufe nun immer um sie herum, während der Adler mich verfolgt. Meine Angst wächst immer mehr, meine Braut aber steht ganz still da und regt sich nicht. Ich erwache endlich schweißgebadet.“

Der Theologe, der sich damals in einer Phase der quälendsten Glaubenszweifel befand, — er wußte nicht, ob er sein Amt aufgeben, aus der Kirche austreten oder konvertieren sollte, — war von dem Traum aufs tiefste betroffen. „Johannes auf Patmos hat sich vor dem Adler nicht gefürchtet, er hat gehorcht und hat aufgeschrieben, was ihm befohlen wurde“, so lautete sein Einfall zu dem seltsamen Traumbild.

Das stille Aushalten der „Braut“, und das heißt in diesem Falle der weiblichen Seelenkraft des Patienten sowie auch sein Einfall mögen uns die Prognose günstig erscheinen lassen, obwohl ein weiter und beschwerlicher Weg vor ihm liegt.